



CAROLA HILMES

**Georg Forster und Therese Huber:
Eine Ehe in Briefen**

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation *Das literarische Paar. Le couple littéraire. Intertextualität der Geschlechterdiskurse. Intertextualité et discours des sexes*, hrsg. von Gislinde Seybert, Bielefeld: Aisthesis 2003, S. 111–135.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes_forster_huber.pdf>

Eingestellt am 21.01.2004

Autor

PD Dr. Carola Hilmes

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

Institut für Deutsche Sprache und Literatur II

Postf. 11 19 32

60054 Frankfurt am Main

Telefon: +49(69)798-32843

Emailadresse: C.Hilmes@lingua.uni-frankfurt.de

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Carola Hilmes: Georg Forster und Therese Huber: Eine Ehe in Briefen

(12.01.2004). In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes_forster_huber.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

CAROLA HILMES

Georg Forster und Therese Huber: Eine Ehe in Briefen

„sei von meiner treuen Freundschaft überzeugt!“¹
(Therese Forster an ihren Ehemann am 23. Januar 1788)

„und sieh in mir einen Freund, der Dich immer zärtlich liebt“²
(Georg Forster an seine Ehefrau am 19. Juli 1793)

- 1) Die Ehe als literarische Produktionsgemeinschaft, S.3
- 2) Die kulturwissenschaftliche und mentalitätsgeschichtliche Relevanz der Korrespondenz, S.8
- 3) Die Asymmetrie der Überlieferung, S.20

Das überlieferte Bild einer unglücklichen Ehe, die Therese und Georg Forster geführt haben, ist korrekturbedürftig. Ihre Ehe ist nicht nur die Geschichte einer gescheiterten Liebe, ihre Ehe ist auch die Geschichte wechselseitiger Anerkennung und einer darauf gründenden außergewöhnlichen Freundschaft. Was 1784/85 als mehr oder weniger konventionelle Paarbeziehung beginnt, verwandelt sich seit 1788/89 zu einer mehr oder weniger offenen Dreierbeziehung mit Ludwig Ferdinand Huber, einem sächsischen Legationsrat, den Therese Forster später heiratet, kurz nach dem frühen, überraschenden Tod ihres Mannes im Januar 1794 in Paris. Als Therese Huber ist die Tochter des berühmten Göttinger Altphilologen Christian Gottlob Heyne in die Literaturgeschichte eingegangen. (Magdalene Heuser, die sich um die Edition und Rezeption Therese Hubers sehr verdient gemacht hat, publiziert deren Briefe – auch die Mädchenbriefe – unter dem Autorennamen Therese Huber. Auch ich werde, wenn

-
- 1 Therese Huber. *Briefe, Band I: 1774–1803*. Hg. Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer 1999, S. 243; im weiteren abgekürzt „Huber, Briefe“. – Es handelt sich bei dem hier zitierten Brief um einen der ganz wenigen erhaltenen Briefe von Therese Huber an Georg Forster.
 - 2 *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*. Bd. 1–18. Hg. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für deutsche Sprache und Literatur. Berlin 1958ff. (= Akademie Ausgabe), Bd. XVII, S. 397; im weiteren abgekürzt „Forster“ plus Bd. mit römischer Ziffer, Seitenzahl in arabischer Ziffer.

ich von der Autorin spreche, Therese Huber sagen: Es ist allerdings nicht immer leicht, den richtigen Namen zu finden.³⁾

Zum Thema *Das literarische Paar. Intertextualität der Geschlechterdiskurse* sind Therese und Georg Forster in dreifacher Hinsicht von Interesse: 1) bezüglich der literarischen Produktivität der Ehegatten; 2) wegen der kulturwissenschaftlichen und mentalitätsgeschichtlichen Relevanz ihrer Briefe, wobei das literarisch geprägte Selbstverständnis der Briefschreiberin besonders hervorzuheben ist; und schließlich 3) im Hinblick auf die Asymmetrie der Überlieferung ihrer Korrespondenz, die – erstaunlicherweise – eine auf die Werke hin orientierte Lektüre impliziert.

1) Die Ehe als literarische Produktionsgemeinschaft

In einem, wenn auch bescheidenen Rahmen, war die Ehe von Therese und Georg Forster eine Arbeitsgemeinschaft. Um ihren Mann zu entlasten, schreibt Therese Forster für ihn Briefe, etwa an den Berliner Buchhändler Carl Spener. Sie hilft ihm außerdem bei Übersetzungen und trägt durch kleine literarische Arbeiten und eigenständige Übersetzungen zum Familieneinkommen bei – Aufgaben, die sie in ihrer zweiten Ehe sehr viel intensiver wahrnehmen wird. Für Georg Forster ist die Ehefrau nicht nur Adressatin seiner Korrespondenz, sondern „Triebfeder“ seines Schreibens (*Forster*, XVI: 89), wie er 1790 in einem seiner Briefe vom Niederrhein bekennt; diese oft sehr detaillierten Briefe an die Ehegattin sind auch für die künftige Redaktion des Tagebuches, mithin dessen geplante Publikation gedacht (vgl. *Forster*, XVI: 91): *Ansichten vom Niederrhein* erscheint 1791 und 1792 in der Vossischen Buchhandlung in Berlin.

Diese Form der Rollen- und Arbeitsteilung ist für die damalige Zeit durchaus üblich; auch Caroline und Dorothea Schlegel etwa übernehmen Übersetzungsarbeiten, um das Familieneinkommen zu verbessern, ohne daß ihre Namen bei der Veröffentlichung genannt werden.⁴ Indem Therese Huber 1829 ein

3 Vgl. Barbara Hahn. *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.

4 Vgl. Susanne Kord. *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft*. Stuttgart u. Weimar: Metzler 1996.

lange verschobenes Projekt realisiert und den Briefwechsel von Georg Forster herausgibt und durch ein Porträt des Weltreisenden, Schriftstellers und Republikaners ergänzt, geht sie allerdings weit über die meist anonym bleibenden Hilfsdienste der (Ehe-) Frauen hinaus: *Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben* erscheint 1829 in zwei Bänden im Brockhaus Verlag in Leipzig. Hiermit wiederholt Therese Huber die Publikationsstrategie, mit der sie sich bereits Verdienste um das Werk ihres zweiten Mannes erworben hatte: 1806 und 1810 hatte sie *L.F. Huber's Werke seit dem Jahr 1802, nebst seiner Biographie*, die sie ebenfalls selbst verfaßte, veröffentlicht.⁵

Seit 1811 publiziert Therese Huber unter eigenem Namen. 1821 erscheint der Roman *Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling*, 1822 das Buch *Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale*, 1824 dann die Erzählung *Jugendmuth* und 1829 schließlich der Roman *Die Ehelosen*. Auf diese Weise etabliert sich Therese Huber nun auch selbst als Schriftstellerin. Darüber hinaus ist sie seit 1816 designierte Redakteurin von Cottas *Kunst-Blatt*, einer Beilage zum renommierten *Morgenblatt für gebildete Stände*, für das sie seit 1807 Beiträge liefert – eine bemerkenswerte Karriere.⁶ In ihrem letzten Lebensjahr tritt Therese Huber schließlich auch als Nachlaßverwalterin der Korrespondenz ihres ersten Mannes an die Öffentlichkeit und behauptet dadurch ihre Souveränität im Literaturbetrieb. Typisch weibliche Rollenzuweisungen hat sie damit deutlich hinter sich gelassen.

Im Vergleich zu Rahel und Karl August Varnhagen von Ense etwa haben wir es hier mit einer inversen Situation zu tun: *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* wurde vom Ehegatten 1833 veröffentlicht. Mit diesem Buch etabliert Varnhagen Rahel posthum als Schriftstellerin, damit durchaus ihren

5 Es kommt dabei zu einem gewissen Ineinander der Biographien von Forster und Huber (vgl. *Forster's Leben*, S. 134 u. S. 137), d.h. die Lebensgeschichten der Ehemänner verweisen aufeinander und lassen dabei auch ein Porträt der Autorin erkennen.

6 Vgl. „Alles ... von mir!“. *Therese Huber (1764–1829). Schriftstellerin und Redakteurin*. Bearbeitet von Andrea Hahn u. Bernhard Fischer. Marbach: DLA 1993, S. 93ff.; vgl. als einen frühen Beleg der Rezeption: Ludwig Geiger. „Aus Therese Hubers Herzensleben“. *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte* (1897), Nr. 81, S. 623–642 und S. 714–725 und ebd. (1903), Nr. 94, S. 677–683; ferner: *Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die*

Wünschen entsprechend, und bestimmt auf diese Weise lange Zeit ihre Rezeption. Das Buch *Rahel* ist, wie der Titel mitteilt, eine bewußt privat gehaltene Publikation. Demgegenüber zielt Therese Huber mit der Veröffentlichung des Briefwechsels von Georg Forster darauf, seine geistige Entwicklung nachzuzeichnen, um so sein politisches Leben und sein literarisches Schaffen im rechten öffentlichen Licht erscheinen zu lassen und dadurch den Autor gegen Verleumdungen zu immunisieren.⁷ „Jetzt endlich scheint der Zeitpunkt gekommen, wo Forster’s Andenken erneuert werden darf“,⁸ schreibt Therese Huber im Vorwort zu *Johann Georg Forster’s Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben*, wo sie, einem der Aufklärung verpflichteten Bildungsprogramm entsprechend, die Publikation des Briefwechsels begründet:

„Ich möchte durch meine Arbeit zweierlei bewirken; einmal, daß bei so mancher Veranlassung, welche die folgenden Blätter darbieten, der Leser die Hand auf sein Gewissen lege und mit sich selbst zu Gericht gehe, und weiter, daß ihm am Schluß dieser Bogen das hinreißende, erhebende und doch in Wehmuth auflösende Gefühl hoher Freude ergreife, diesen Mann voll Edelmuth und Selbstsucht, voll Ausdauer und Schwäche, allen Erdenbanden entnommen zu wissen, zu wissen, daß er nun im Lichte erkennt, was er hier im Dunkel zu erreichen so treulich bemüht war.“ (*Forster’s Leben*, XII)

Die Biographie Forsters, dieses ebenso bedeutenden wie gutherzigen Mannes, so eine Charakteristik durch Huber⁹, ist zur Unterhaltung und vor allem zur Be-

reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Hg. Andrea Hahn. Berlin: Henssel 1989.

- 7 Therese Huber hat sich in das Werk ihres zweiten Mannes in sehr viel größerem Maße eingeschrieben. Nicht immer sind dabei Einheit und Trennung des jeweiligen literarischen Anteils so deutlich wie in dem 1819 veröffentlichten Buch mit dem Titel *L.F. gesammelte Erzählungen, fortgesetzt von Therese Huber*. Ihr Dasein als Schriftstellerin schildert Therese Huber dem Freund F.L.W. Meyer in einem Brief vom 5. Oktober 1804: „Da du meinen Willen mich *nie* als Schriftstellerin zu nennen auch ohne Gründe ehren wirst, so sage ich dir hiermit daß *alles* was von Huber bekannt, und nicht *Geschichte*, heißt *Weltgeschichte* ist, von mir ist. Der dicke Roman Seldorf, alle Erzählungen die in drei Bänden bei Vieweg herauskamen, alle Damen kalender geschichten, die in Viewegs Kalender [...]. – Ich schreibe das Zeug unter dem Kinder gewühl – O schrieb oft von Mägde Arbeit müde, von Wachen am Krankenbett meiner Kinder erhitzt bis Mitternacht – “ (zit. nach: „*Alles ... von mir!*“ (wie Anm. 6), S. 56f.)
- 8 *Johann Georg Forster’s Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben.* Hg. T(herese) H(uber), geb. H(eyne), Leipzig: F.A. Brockhaus 1829, S. IX; im weiteren abgekürzt „*Forster’s Leben*“.
- 9 Therese Huber beschreibt den Charakter von Georg Forster einmal folgendermaßen: „Er ertrug die Uebel des Lebens nicht wie ein Philosoph, er verzieh seinen Feinden nicht wie ein Christ, allein er war ein gutherziger, ein leichtherziger und ein geistvoller Mensch; daher wollte er nie das Böse, daher drückte ihn wenig das Ungemach des Lebens, daher ver-

lehrung der Leser verfaßt. Der Lebensbericht ist als Exempel gedacht, teils als Warnung, teils als Vorbild. Ausdrücklich weist Therese Huber darauf hin, „daß der seelenkundliche Theil dieses Buches wirklich mehr für die Jugend, als für das Geschlecht bestimmt ist, welches noch des alten Forster's Zeitgenoß war.“ (ebd., S. 19f.) Obwohl sie sich gewisse Rücksichten auferlegt, betont die Autorin, daß sie sich bei der Biographie Forsters „der Wahrheit befleißige und zu diesem Endzweck die Wechselwirkung der Umstände und der Individualität des Menschen, ohne Licht zu fürchten, noch Schatten zu suchen, darzustellen bemüht“ hat (ebd., S. XI f.). Die für die Aufklärung charakteristischen pädagogischen Tendenzen werden wiederholt aufgegriffen, die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit psychologischer Darstellungen wird im weiteren nochmals herausgestellt (vgl. ebd., S. 27). Brigitte Leuschner, eine der Herausgeberinnen der großen Berliner Forsterausgabe, weist allerdings darauf hin, daß Therese Huber bei der Herausgabe von Georg Forsters Briefen „nicht im philologischen Sinne quellengetreu verfuhr, sondern die Briefe nach ihrem Gutdünken stark redigierete, um daraus ein Lebensbild Forsters zu entwerfen“.¹⁰ Für die Rezeption Georg Forsters wird die Publikation seiner Biographie und die Auswahl edition seines Briefwechsels durch Therese Huber nur in begrenztem Maße wichtig. Ihr eigenes literarisches Œuvre wird dadurch allerdings konsequent ergänzt.

Es ist nur auf den ersten Blick befremdlich, daß sich Therese Huber auf ihre Zeit als Therese Forster in der 3. Person bezieht, denn damals war sie eine andere als heute, nur wenn sie von sich als Biographin spricht, verwendet sie das Personalpronomen ich.¹¹ Ungefähr die Hälfte von Forsters Biographie handelt von der Mainzer Republik und deren Folgen; zumindest auf indirektem Wege äußert sich Therese Huber hier also auch politisch. Ihre Haltung ist wohl ausgewogen; zu einer ausdrücklichen Stellungnahme gegen die Republik oder gar

gaß er leicht seine Feindseligkeiten, seine Galle, sobald die geistige Seite eines Dinges, eines Menschen ihn anzog.“ (*Forster's Leben*, S. 30f.)

10 Brigitte Leuschner. „Therese Huber als Briefschreiberin“. *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*. Hg. Helga Gallas u. Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer 1990, S. 203–212, hier: S. 206. – Zu Georg Forster vgl. *Weltbürger – Europäer – Deutscher – Franke. Georg Forster zum 200. Geburtstag*. Hg. Rolf Reichardt u. Geneviève Roche. Ausstellungskatalog der Universitätsbibliothek Mainz 1994.

gegen Forster kommt es dabei nicht. Es ist allerdings bemerkenswert, daß Therese Huber in den Wirren der Republik die „Bürgerin Forster“, die Ehefrau des Jakobiners, der „Heynes Tochter“ gegenüberstellt; diese Trennung zeigt eine gewisse Distanzierung von Georg Forster an (vgl. *Forster's Leben*, S. 123). Ausdrücklich öffnet sie sich für die auf Sicherheit bedachten, mithin konservativen Ratschläge des Vaters. „Dem Aufenthalt in Paris zu entgehen, sich unter den Schutz eines älteren, geprüften Freundes zu begeben, und ihres Vaters Beifall zu erhalten – das waren die klaren Beweggründe zu ihrer Abreise.“ (ebd., S. 115) Ausführlich schildert Therese Huber diese Beweggründe ihrer Abreise aus Mainz im Dezember 1792, die sie und ihre Kinder zuerst ins republikanische Straßburg und anschließend zu Freunden in die neutrale Schweiz nach Neuchâtel führt (vgl. ebd., S. 103ff.) Die legitimatorische Absicht dieser Schilderungen ist ebenso deutlich wie der distanzierte Altersstandpunkt, von dem aus erzählt wird.

Im letzten Drittel von Forsters Biographie rücken Leben und Empfindungen der Ehefrau fast gleichberechtigt ins Blickfeld der Leser. Deshalb ist es besonders auffällig, daß Therese Huber nichts über ihre Liebe zu L.F. Huber mitteilt, und auch ihre Scheidungsabsichten, die durch Forsters Briefe vom August und Oktober 1793 belegt sind (vgl. Briefe Nr. 218, 219 u. 227), verschweigt die Biographin.¹² L.F. Huber wird lediglich in seiner politischen Funktion erwähnt (vgl. *Forster's Leben*, S. 84) und dann als treusorgender Freund der Familie dargestellt: „Huber's schon obenerwähnte Biographie erzählt, wie Forster das Wohl seiner Lieben diesem Manne übergab, der auch das ihm mit so edelm Vertrauen übergebene Gut bis zu seinem Tod heilig verwahrte.“ (ebd., S. 134) Während die Biographie Forsters vor allem die äußeren Vorfälle seines Lebens mitteilt, soll seine „Seelengeschichte“ durch eine Auswahl seines anschließend

11 „Kurz nach der wichtigen Entwicklung seines Geistes, die ihn von dem Orden trennte, lernte ich ihn kennen und spreche fortan aus eigener Erfahrung über ihn.“ (*Forster's Leben*, S. 33)

12 Über das Treffen von Georg Forster mit seiner Ehefrau, den Kindern und L.F. Huber in Travers schreibt die Biographin: „Diese drei so seltsam untereinander getrennten, so seltsam innig miteinander verbundenen Menschen konnten bei dieser Zusammenkunft keinen festen Plan für die Zukunft bauen; alles um sie her war Unsicherheit, Gewaltsamkeit, Finsterniß. Nur das wußten sie, sie waren Einer des Andern Achtung bedürftig, um sich zu

abgedruckten Briefwechsels dokumentiert werden. Diese Auffassung der Autorin (vgl. ebd., S. 122) entspricht den Konventionen mehr als den Texten, die stets deutend verfahren. Auf konventionelle Weise unterbietet Therese Huber dadurch ihre Rolle als Schriftstellerin. Hinter dieser Absicht ist ihre Verbundenheit mit einem traditionellen Frauenbild zu sehen, dem sie – trotz ihres eigenen, davon abweichenden Lebens – verhaftet bleibt.

2) Die kulturwissenschaftliche und mentalitätsgeschichtliche Relevanz der Korrespondenz

Die Briefe von Therese Huber und Georg Forster geben Aufschluß über die für die Zeit der Spätaufklärung charakteristische Beziehung der Geschlechter zueinander und darüber, welche Form sie in Ausnahmefällen annehmen kann. Den ersten Brief an seine Braut Therese Heyne schreibt Georg Forster am 22. Mai 1784 aus Leipzig. Es ist kein Liebesbrief im üblichen Sinne – er enthält so wenig „von den Seligkeiten, die sich Liebhaber und Geliebte in der Ehe versprechen“ (*Forster*, XIV: 150) –, sondern Forster erläutert sein Wesen – sein „von Natur lebhaftes und flüchtiges Temperament“ (*Forster*, XIV: 70) – und seine Denkungsart:

„Ich laufe Gefahr, bei Ihnen in den Verdacht jener ersten Art der Gleichgültigkeit, der Kälte, der Behaglichkeit [...] zu kommen, indem ich Ihnen hier zu verstehen gebe, daß ich mirs angelegen seyn lasse, glücklich zu seyn; allein ich glaube zur Richtung meiner Denkart hat Leiden vieles beigetragen.“ (ebd.)

Diesen distanzierten Ton von Erklärung und Belehrung seiner Braut gegenüber behält Forster auch in den weiteren Briefen bei.¹³ Dem Stil der aufgeklärten Zeit entsprechend fragt er kritisch: „Werden Sie Ihren Forster erdulden können, wenn er lange so fortfährt und seinen ganzen Vorrath von praktischer Philosophie auf einmal auskramt?“ (*Forster*, XIV: 120) Da die Braut darüber offen-

erhalten, und waren Einer des Andern Liebe gewiß.“ (*Forster's Leben*, S. 143); vgl. auch ebd., S. 134f.

13 Die Charakteristik seiner Person ist dabei stets bezogen auf sein Welt- und Menschenbild: „Ich muß schließen, daß ich gefalle, weil ich ohne Prätension bin, und Jedermann Wohl, Keinem Uebel wünsche; und da diese Denkungsart so sicher ist, den Beifall der Menschen zu gewinnen, so muß ich folgern, daß die Menschen im Grunde gute Geschöpfe und mit wenigem zu befriedigen sind, daß Güte des Herzens immer den bleibendsten Eindruck auf

sichtlich kein Verbot ausgesprochen hat, fährt Forster fort, sie „mit philosophischen Untersuchungen [zu] unterhalte[n]“ (ebd.).

Forsters Briefe zeigen, daß er von einer bedingten Gleichheit der Geschlechter ausgeht. Während die Frauen das mehr empfängliche und empfindsame Geschlecht verkörpern (vgl. *Forster*, XIV: 283), sind die Männer „zum thätigern Leben, zum heftigern Handeln“ (*Forster*, XIV: 286) bestimmt. Neben dieser konventionellen Auffassung der unterschiedlichen Geschlechterrollen, geht Forster davon aus, daß Bildung für Frauen in einem bestimmten Rahmen durchaus statthaft, ja sogar gewünscht ist. An Therese Heyne lobt er ihren „solidern Geschmack für Wissenschaften“ (*Forster*, XIV: 266). Aber die Frauenzimmer sollen, Forsters Vorstellungen zufolge, nicht nur ihren Verstand bilden, um den Männern anregende und unterhaltende Gesprächspartnerinnen zu sein,¹⁴ sondern sie sollen auch ihren (gesunden) Menschenverstand ausbilden, um den Männern raten zu können. Der Umgang mit „vernünftigen und verständigen Frauenzimmern“ (*Forster*, XIV: 152) ist Forster wichtig. Er sieht im Ehebündnis, das allgemein der Zunahme von Sittlichkeit und Tugend dient bzw. dienen soll, eine Vergesellschaftung „gemeinschaftliche[r] Rathpflege über Gegenstände im gemeinen Leben“ (*Forster*, XIV: 137). Und als Ratgeberin, d.h. als gleichberechtigte Gesprächspartnerin, wird er die Ehefrau später auch ernst nehmen.¹⁵ Im August 1784 beteuert Forster seiner Braut: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich bei vielen vorzüglichen Menschen, und namentlich und individuellement bei uns beiden, die Ehe für das beste Mittel der Vervollkommnung halte.“ (*Forster*, XIV: 144)

Auf gegenseitige Achtung und Unterstützung ist für ihn die Ehe gegründet, wodurch er den Frauen ein erhebliches Maß an Gleichberechtigung einräumt.

sie macht und uneigennützig scheinende Liebe sie immer am tiefsten rührt.“ (*Forster*, XIV: 84)

14 Über den „schlimmen Kummer“ der gelehrten Frauenzimmer vgl. Magdalene Heuser. „Zwischen Kochtopf und Verstandeserziehung, Briefen und Gelehrtenautobiographie: Dorothea Friderika Baldinger“. *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 152–174.

15 In dem von ihr verfaßten Lebensbild ihres ersten Mannes bestätigt Therese Huber, daß Forster stets seine Frau um Rat gefragt hat (vgl. *Forster's Leben*, S. 43). – Allein in Paris beklagt sich Forster später in einem Brief an die Ehefrau darüber, daß ihm seine Arbeit täglich mehr mißfällt, weil er niemanden hat, mit dem er „darüber Rath pflegen könnte“ (*Forster*, XVII: 459).

Von dieser der Philosophie der Aufklärung verpflichteten Position rückt Forster auch dann nicht ab, als sich die Argumente der Ehefrau gegen ihn richten. Er hält an seinen (moralischen) Grundsätzen fest: Er glaubt – anders als die in diesem Punkt sehr viel skeptischere Ehefrau – an das Gute im Menschen und an seine Bestimmung zum Glück, trotz aller erfahrener Leiden. Im Brief vom 3. bis 5. März 1785 aus Wilna schreibt er an Therese Heyne: „Glücklich seyn, ist und bleibt ja unsere erste Pflicht, so wie es, glaube ich, auch unser Grundtrieb ist.“ (*Forster*, XIV: 288) Vernunft und Moral bilden die für Forster unerschütterliche Basis seiner Ansichten und seines Handelns; Wahrheit bzw. Wahrhaftigkeit sind deren oberste Maxime. Das Vertrauen in seine Frau wird er – trotz aller widriger Umstände – nie verlieren. Es sind also keine hohlen Worte, wenn er im August 1784 an die Braut schreibt: „Wenn ich an Sie als meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlsvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt; o, die Liebe ist langmüthig und geduldig und läßt keinem bitterm Gedanken Raum!“ (*Forster*, XIV: 150) Vielleicht ist das Verhältnis dieses Paares mit Freundschaft besser beschrieben als mit dem so mißverständlichen wie vieldeutigen Wort Liebe.

Georg Forsters Briefe an die Braut sind zwar einerseits distanziert, im Stil der Zeit voll aufgeklärter Erörterungen – Therese Heyne wirft Forster einmal seine „kalte Philosophie“ (vgl. *Forster*, XIV: 146) vor –, andererseits aber sind sie aufrichtig, selbstbewußt und selbstkritisch gleichermaßen; Forster bezeichnet seine Philosophie als die eines „warmen Herzens“ (ebd.). Diese Position allerdings wird in der Korrespondenz mit seinem Freund, dem Anatom Samuel Thomas Soemmerring, deutlicher.¹⁶ Die Briefe an den „Herzensfreund“ unterschreibt er zuweilen mit „Dein teurer, Dich zärtlich liebender Forster“ (*Forster*, XIV: 351); eine häufig wiederkehrende Anrede ist „Liebster Bruder“. Erst die späteren Briefe Forsters, die er seiner Ehefrau von einer Reise an den Nieder-

16 Vgl. für diesen Kontext: *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*. Hg. Wolfram Mauser u. Barbara Becker-Cantarino. Tübingen: Niemeyer 1991; vgl. ferner: Helmut Peitsch. „Der Briefschreiber Georg Forster über das Briefschreiben: ‚[...] desto herrlicher geht’s““. *Wechsel der Orte: Studien zum Wandel des literarischen Geschichtsbewusstseins. Festschrift für Anke Bennholdt-Thomsen*. Hg. Irmela von der Lühe u. Anita Runge. Göttingen: Wallstein 1997, S. 242–253.

rhein im Frühjahr 1790 schreibt, sind herzlicher im Ton. Sie zeichnen sich aus durch Vertrautheit und Wertschätzung seiner Frau: „Nimm mit diesem flüchtigen Briefe vorlieb, meine Therese, meine liebe Seele, mein Einziggutes Weib!“ (*Forster*, XVI: 53) Von einer Ehekrise ist hier nichts zu spüren.¹⁷ Forster schreibt: „Ich umfasse Dich mit der innigsten, wärmsten Liebe. Sei gesund und genieße alles Gute und vergiss nicht mir alles mitzuteilen, was Dich und die unsrigen betrifft.“ (*Forster*, XVI: 76)

Der freundschaftliche Ton der Briefe, die vertraute Aussprache mit seiner Frau und ihre gegenseitige Achtung, setzt sich auch in den letzten Jahren der Ehe fort – es ist die Zeit der Mainzer Republik (1792/93) – und das trotz der Krisen und der bevorstehenden Scheidung.¹⁸ Aus Paris schreibt Georg Forster fast ausschließlich an seine Frau; viele der anderen Freunde sind verloren. Ihrem Scheidungswunsch entspricht er klaglos. Forster legitimiert ihn mit Überlegungen zur moralischen Freiheit, wobei privater, politischer und philosophischer Diskurs ineinander verschoben werden (vgl. Brief vom 26. Juni 1793 aus Paris). Erst in späteren Briefen (vgl. *Forster*, XVII: 380ff.) kommen seine Gefühle etwas deutlicher zum Ausdruck. Dabei – und das ist bemerkenswert – versichert sich Georg Forster ihrer Liebe, und das heißt: ihrer gegenseitigen Achtung und ihrer andauernden Freundschaft (vgl. *Forster*, XVII: 381). Auf Ludwig Ferdinand Huber hegt er offensichtlich keinen Groll und auch von Eifersucht läßt er sich nichts anmerken. Am 19. Juli 1793 schreibt er seiner Ehe-

17 In dem Brief vom 4. April 1790 heißt es: „Nun, Du liebstes, theuerstes Wesen, für die man, wie Humboldt schrieb, noch das Beywort nicht gefunden hat, eh' ich von Lüttich gehe, noch ein paar Worte der Liebe und des Lebens mit Dir. [...] Der Gedanke an Dich, der mich vor ein paar Jahren in Berlin, und selbst noch auf der Frühlingsreise nach Mainz und Mannheim, mit so manchen niederdrückenden Gefühlen erfüllte, ist jetzt ein erquickender, herzerhebender Gedanke, durch den ich mich gestärkt fühle, alles zu unternehmen und jede Art von Thätigkeit in mir hervorzurufen. Meine Kinder werden glücklich seyn, denn Du giebst Ihnen, Du erhältst Ihnen ihren Vater! Wir werden glücklich seyn, liebes Weib; alle meine besseren Seelenkräfte ahnden und weissagen es mir, mein ernstes Streben und mein redliches Bemühen sollen nicht leer ausgehen. Nicht umsonst werde ich gehoft, gearbeitet, gewacht, von Dir mich getrennt, und unsere letzten Kräfte aufgeboden haben; nicht umsonst werde ich mässig in meinen Wünschen, bey einem für jeden Genuss so empfänglichen Herzen, stolz genug ihn aufzuopfern, und fest in meinem Vorsatz nicht mir zu leben, gewesen seyn. Wenn aber nur der Gedanke, dass Du mir bleibst, mich stärkt, so will ich tragen, was zu tragen ist, ohne alle Bedingung. Schone Dich, liebes süßes Weib!“ (*Forster*, XVI: 55f.)

frau: „wie sehr ich alles billige, was Du mit *Huber* bisher verabredet hast“ (*Forster*, XVII: 393). Seit Ende November 1793 adressiert er dann seine Briefe an Therese Forster und an L.F. Huber gemeinsam. Forster gesteht seiner Ehefrau nicht zuletzt deshalb so große Handlungsspielräume zu, weil er ihre Argumente (vermutlich eine kritische Analyse ihrer Ehe) überzeugend findet: „Deine Bemerkungen über den Gang unserer Schicksale sind treffend wahr“ (*Forster*, XVII: 384). Nach wie vor schätzt er neben ihrem „Seelenadel“ ihre aufrichtige und vorurteilsfreie Denkungsart sowie ihr eigenständiges, couragiertes Handeln (vgl. den Brief vom 7. und 8. Juli 1793). Mehrfach wünscht er Therese und L.F. Huber zu ihrem gemeinsamen Leben Glück (vgl. *Forster*, XVII: 394), schon am 19. Juli 1793 schreibt er: „Meine Liebe und mein herzliches Vertrauen ist Euch beiden sicher. Leb wohl, meine Therese“ (*Forster*, XVII: 398).

Im Unterschied zu Georg Forster schreibt Therese Heyne persönlicher, ungeordneter. Sie berichtet von den alltäglichen Dingen ihres Lebens und von häuslichen Ereignissen. Nur selten holt sie in jüngeren Jahren zu allgemeinen Überlegungen aus. Oft wechselt das Mitgeteilte sprunghaft. Erhalten sind die Briefe an ihre mütterliche Freundin Luise Mejer in Celle aus den Jahren 1782/83, seit April 1784 dann die Briefe an Samuel Thomas Soemmerring, den „Vermittler des brieflichen Verkehrs zwischen den Verlobten“ (Anm. zu *Huber, Briefe*: 550) und späteren langjährigen Vertrauten des Ehepaars Forsters; schließlich die Briefe aus Wilna (1785–1787) an ihre Stiefmutter Georgine Heyne, geb. Brandes; zu dieser nur vierzehn Jahre älteren Frau unterhält sie nach anfänglichen Schwierigkeiten ein sehr freundschaftliches Verhältnis.

Ihre Briefe sieht Therese Forster selbst als Bruchstücke einer „ungelehrte[n], nur gefühlte[n] Philosophie“ (*Huber, Briefe*: 218), wie sie einmal der Stiefmutter aus Wilna mitteilt. Offensichtlich schreibt sie gern und viel.¹⁹ Die

18 In der Forsterforschung herrscht ein anderes, eher negativ eingefärbtes Bild der Ehegattin vor; vgl. etwa Wolf Lepenies. „Georg Forster als Anthropologe und als Schriftsteller“. *Akzente. Zeitschrift für Literatur* 31 (1984), S. 557–575.

19 In dem schon zitierten Brief an Georgine Heyne heißt es: „Ich bin nun zu sehr ans Briefschreiben gewöhnt, und also kann ich beinahe meine Ideen nicht vortragen als in einen vertraulichen, oder hochstolpernden Tone.“ (*Huber, Briefe*: 218) Auf Mitteilung aber kommt

„naßweiße Mamsel“, als die sich die frisch verheiratete Therese Forster in einem Brief an Soemmerring ironisch bezeichnet, „schwazt ohne Sachkenntniß und ohne Vernunft, blos wie es ihrer Herzens üble Lust mit sich bringt.“ (*Huber, Briefe*: 181) Sie akzentuiert dadurch den mündlichen und vertraulichen Schreibgestus ihrer Korrespondenz. Der kommunikative Aspekt, der Austausch mit den Freunden, und eine gewisse Lust am Schreiben dominieren in ihren Briefen. Ohne gleich als unweiblich zu gelten, konnte sich Therese Forster dieser Lust beim Briefeschreiben überlassen.²⁰ Als gelehrte und geistreiche Frau wollte sie keinesfalls gelten.²¹ Aus diesem Grund spielt sie den Wert ihres Schreibens immer wieder herunter. Das Briefeschreiben war bekanntlich für Frauen die damals gesellschaftlich akzeptierte Form literarischer Produktion.

In ihren Briefen schwazt sie, wie ihr der Schnabel wächst,²² d.h. sie gibt sich ganz natürlich, ohne Ziererei und nimmt (angeblich) keinerlei Rücksicht auf Konventionen, macht vor allem keine Präention auf Literatur. Der Brief wird so zum authentischen Ausdruck ihrer Persönlichkeit, was allerdings nicht in einem bloß nachzeichnenden, sondern in einem durchaus konstruktiven Sinne zu verstehen ist: Der authentische Ausdruck der Persönlichkeit entsteht allererst beim Schreiben, manifestiert sich nur in ihm. In diesem Sinne haben ihre Briefe keinen bloß mimetischen, sondern einen durchaus produktiven Charakter, der Mündlichkeit und Schriftlichkeit kunstvoll zu einer „gewollten Kunstlosigkeit“ (Gellert) verbindet. Der Bezug auf die Tradition des literarischen Genres ist in diesem Kontext recht aufschlußreich. Die durch Gellert initiierte Briefreform und die literarische Nobilitierung der Korrespondenz sowie die in diesem Zusammenhang für Frauen sich ergebende Teilnahme am intellektuellen Diskurs und literarischen Leben sind bekannt. Ich möchte hier nur auf die

es ihr an, auf die Entwicklung ihrer Ideen und Erfahrungen für ihre Freunde. Dafür nimmt sie stilistische Brüche und auch mögliche Mißverständnisse in Kauf. Der briefliche Dialog ist weder auf Vollständigkeit noch auf abschließende Urteile hin angelegt, sondern er ist offen und unfertig, oft finden sich widersprüchliche Aussagen.

20 Vgl. Leuschner. Therese Huber als Briefschreiberin (wie Anm. 10). Brigitte Leuschner vertritt hier die These, „daß – um es zugespitzt auszudrücken – die Briefeschreiberin eine verhinderte Schriftstellerin war“ (S. 208).

21 Ganz konventionell begreift sie sich als Hausfrau und Mutter und betont immer wieder, diese gleichsam natürliche Rolle durch das Schreiben keinesfalls vernachlässigt zu haben; so etwa im Brief an die Freundin Regula Hottinger in Zürich (vgl. *Huber, Briefe*: 289f.).

für den Brief charakteristische Verschränkung von Leben und Schreiben eingehen, die gerade für ein Verständnis der Moderne wichtig ist und den Frauenbriefen darin einen besonderen Ort zuweist.

Der Auffassung der damaligen Zeit entsprechend gilt der Brief als Ersatz für eine mündliche Aussprache. Dank der 1751 von Christian Fürchtegott Gellert verfaßten *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* wird der traditionelle, strenge und reglementierte Briefstil durch die „Kunst einer gewollten Kunstlosigkeit“ abgelöst. Die dadurch initiierte Briefreform befürwortet eine natürliche und lebendige Schreibweise in Briefen. Sie sind zwar „kein ordentliches Gespräch“, aber sie sollen doch „eine freye Nachahmung des guten Gesprächs“ sein.²³ Die Auffassung, daß die Korrespondenz die Stelle einer mündlichen Rede vertritt, teilen Therese und Georg Forster. Einen Brief an Soemmerring unterzeichnet sie mit „Ihre (heut sehr schwazhafte) Therese H.“ (*Huber, Briefe*: 147), und Forster schreibt einmal an seine Braut:

„Liebe Freundin! Der Forster, der ruhig an seinem Schreibtische sitzt und mit seinem Mädchen plaudert, ihr die philosophischen Waidsprüche, welche er den alten gelassenen Weisen nachbetet, um sich selbst zu erbauen, vorsagt [...] dieser Forster ist doch himmelweit verschieden von jenem, der so oft in seinem Zimmer auf- und abläuft und Dinge reimen will, die einmal nicht passen“ (*Forster*, XIV: 344).

Auch Forster betont hier die Lebensnähe und den Gesprächscharakter des Briefes, neben seinem dialogischen, zuweilen aber auch seinen tendentiell monologischen Charakter. Diese Doppelfunktion von Mitteilung und Selbstgespräch gilt auch für die Briefe von Therese Huber: Sie dienen der Kommunikation und der Unterhaltung sowie der Selbstvergewisserung und der schriftstellerischen Selbstverwirklichung. Erbaulich allerdings sind ihre Briefe selten.²⁴ Während

22 Vgl. Armin Strohmeyr. „Ich schwaze wie mir der Schnabel wächst“. *Schwäbischer Hauskalender*, Augsburg 1997, S. 92–97, hier: S. 94.

23 Vgl. Christian Fürchtegott Gellert. *Briefe nebst einer praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751). Berlin: Euphorion 1921, S. 8f.

24 „Thereses Briefe dienen der Kommunikation, dem Dialog, der Selbsterkundung und dem Selbstverständnis im Monolog, der Reflektion über eigenes und fremdes Leben und das Leben überhaupt; schreiben ist für sie aktive geistige Betätigung, gewissermaßen Einübung in literarische Produktion, die jedoch, auch bei der Schriftstellerin, nie Selbstzweck bleibt, sondern in die selbst gestellte Lebensaufgabe integriert wird, die darin bestand, mit ihren Möglichkeiten Kenntnissen und Erkenntnissen auf ihre Mitmenschen und Zeitgenossen zu wirken. Das bedeutet, an dem gesellschaftlichen öffentlichen Leben ihrer Zeit gestaltend und umgestaltend teilzuhaben. In diesen Lebensplan war das Schreiben überhaupt

Georg Forster in seinen Briefen Wissen produziert, generiert Therese Forster-Huber, eigenen Aussagen zufolge, Gefühle: „ich schwärmte mich bei unsern Briefwechseln in Liebe hinein“ (*Huber, Briefe*: 246), gesteht sie ihrem Vater als sie das Scheitern ihrer Ehe mit Forster erläutert. Das Authentizitätspostulat der Briefe wird also in einer geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Weise eingelöst.

Für die Frauen eröffnete der Brief als literarisches Genre die Möglichkeit einer Teilnahme am intellektuellen Diskurs. Diese der Rede nachgebildete Schriftform gestattete den Frauen im 18. Jahrhundert darüber hinaus auch eine Teilnahme am literarischen Leben, denn beim Brief, auch dem Briefroman, waren die Gattungsschranken niedrig.²⁵ Der damals erfolgreichste Briefroman stammt von einer Frau: *Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und anderen zuverlässigen Quellen gezogen* (1771). Die für das Genre des Briefes charakteristische Verschränkung von Leben und Schreiben arbeitet einem genuin modernen Paradigma zu, dem die Frauenbriefe – die realen und die erfundenen – in besonderem Maße verpflichtet sind. Die Doppelfunktion des Briefes, Leben und Schreiben zugleich zu vermitteln, eröffnet unterschiedliche Lektüreebenen: eine autobiographisch-dokumentarische und eine darüber hinausgehende die Literarizität der Briefe berücksichtigende Lektüreebene. Diese beiden Ebenen sind nicht immer sauber voneinander zu trennen, da Literatur und Leben zunehmend füreinander durchlässig werden.

Durch die überlieferten Briefe, und hier beziehe ich mich zuerst einmal auf die nicht-fiktionalen Briefwechsel, erhalten wir einerseits Aufschluß über das Selbstverständnis der Schreiberinnen, andererseits aber ist es gleichermaßen wichtig, die literarischen Überformungen in den Briefen zu erkennen und zu berücksichtigen – so etwa Stilisierungen, Entlehnungen u.a. intertextuelle Be-

und von Briefen insbesondere, ganz offensichtlich so fest eingefügt, daß man vielleicht sagen könnte, die Devise ihres Lebens sei gewesen: schreibend wirke ich – wirkend lebe ich.“ (Leuschner. „Therese Huber als Briefschreiberin“ (wie Anm. 10), S. 212). – Eine weitere, detaillierte Analyse ihrer Briefe wird erst mit dem Fortschreiten der großen Briefedition möglich.

25 Vgl. *Genus – zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Hg. Hadumod Bußmann u. Renate Hof. Stuttgart: Kröner 1995; hier insbes.: Ina Schabert. „Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung“, S. 162–204.

züge²⁶ sowie die literarischen Vorprägungen der Rollen. Für Sozial- und Mentalitätsgeschichte sind die Korrespondenzen zusammen mit anderen autobiographischen Zeugnissen, wie etwa Tagebüchern, Reisejournalen oder Lebensrückblicken, zuerst einmal wichtige Dokumente. Als naive Form des Selbstausdrucks wollen sie dabei nicht gelesen werden.²⁷ Dieser Aspekt wird gerade bei Frauenbriefen oft vergessen und das, obwohl die Form hier wesentlicher Bestandteil der mitgeteilten Inhalte ist. Diese werden nicht nur durch jene bedingt, sondern überhaupt erst ermöglicht. Die Literatur eröffnet den Frauen so die Chance, ein eigenes differenziertes Selbstverständnis auszubilden, und d.h. briefeschreibend es zu entwickeln in Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und mit den literarischen Vorgaben. Neuere kulturwissenschaftliche Fragestellungen tragen dieser Situation Rechnung und betonen vor allem die Literarizität der Briefe und die daraus entstehende Möglichkeit eines produktiven, genuin künstlerischen Weltumgangs. Dieser wird in den Frauenbriefen vor allem deshalb deutlich, weil sich die Schreiberinnen zuerst auf diese Äußerungsform verwiesen sehen. Die Beeinflussung des Lebens durch die Literatur wird dabei nicht einfach nur in den Briefen deutlich, sondern wird durch das Briefeschreiben selbst entschieden befördert. Nur einen, wenn auch besonders markanten Aspekt dieser Wechselwirkung von Leben und Schreiben möchte ich hier hervorheben.

Im Januar 1787 eröffnet Therese Forster dem Buchhändler Carl Spener in Berlin, einem nicht sehr vertrauten Freund:

„Wie sonderbar! daß Therese Forster und Therese Heyne so ganz verschiedene Sorgen haben, doch tausch ich mit dem lebhaften, oft bewun-

26 Vgl. Diane Coleman Brandt. „Intertextualität bei Personendarstellungen in den Briefen von Therese Huber“. *Produktion und Kontext*. Beiträge der Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition im Constantijn Huygens Instituut, Den Haag, 4.–7. März 1998 (= Beiheft zu *Editio* Bd. 13), S. 155–166.

27 Interessant in diesem Zusammenhang ist eine Feststellung Wilhelm von Humbolts über Therese Huber. Er urteilt über die geschätzte Freundin: „Denn gerade so, wie sie schreibt, so denkt, spricht und handelt sie auch.“ (zit. nach: *Huber, Briefe*: 606) Das heißt zum einen, ihr Schreiben gibt ihr Leben genau wieder – Humboldt lobt das Aufrichtige an Therese Huber –, zum anderen wird ein größerer Zusammenhang umgriffen: Das Denken ist auf Sprache angewiesen, das Schreiben erfolgt in mündlichem Stil, einer dem Gespräch nachgebildeten Rede und diese hat Handlungscharakter. Durch Schreiben handeln, das ist eine Maxime nicht nur für Schriftsteller, Übersetzer und andere Geistesarbeiter. Sie gilt auch im Hinblick auf Rechtfertigungsschriften. Sinnfällig wird diese Maxime auch bei Liebesbriefen, die ja nicht nur Ausdruck der Zuneigung sind, sondern deren schriftlicher Vollzug.

dernten, stets betrogenen, meistens hinreißend lustigen und in ihrem Herzen nie ruhigen, in der Welt lebenden und die Welt bitter hassenden Mädchen in Göttingen nicht.“ (*Huber, Briefe*: 240)

Therese Forster schreibt aus dem fernen Wilna, wo sie zusammen mit ihrem Mann ein einsames und karges Leben führt.²⁸ „Mein Mann, meine Wirthschaft, mein Nähzeug füllt mir Herz und Sinn, wie ehemals Ball, Concert, Schlittensfahrt, mit häuslicher Arbeit verbunden, auch thaten.“ (*Huber, Briefe*: 206) Und im selben Brief bemüht sie sich zu versichern: „Forster ist glücklich, ja ich weiß es, er ist's sehr! Ich bin es, denn ich bin zufrieden mit mir; ich lebe nützlich, thätig und lache jeder Zukunft, die nicht von mir abhängt.“ (ebd.) Offensichtlich spricht bzw. schreibt sich Therese Forster hier zu ihrem Glück Mut zu. Vor ihrer Ehe galt sie als kokett und als unkonventionell. Brigitte Leuschner bestätigt,

„daß Therese die zeitübliche Vorstellung vom Lebensstil und Rollenverständnis des unverheirateten jungen Mädchens für sich nicht akzeptiert. Sie fügt sich nicht dem von den Männern angeschlagenen Umgangston, der ihr die passive Rolle des umschwärmten heiratsfähigen Mädchens zuteilt, sondern erstrebt eine Kommunikation auf der Ebene menschlich gleichwertiger Partner.“²⁹

Die Leute machten sich von Therese Heyne das Bild eines „Romanmädchens“ (vgl. *Huber, Briefe*: 169), einer jungen Frau, die sich der Literatur entlehnte, gesellschaftlich unkonventionelle Vorstellungen vom Leben macht. Die Literatur – hier das (vermeintlich) schlechte literarische Vorbild – bestimmen sowohl Fremd- als auch Selbstwahrnehmung der Briefschreiberin. Die jeweiligen Urteile allerdings fallen ganz unterschiedlich aus. Als Soemmerring Therese Heyne einmal mitteilt, Forster habe sie in einem Brief beschuldigt, „romantisch zu sein“ (*Huber, Briefe*: 148), weist sie diese Einschätzung entschieden zurück. Sie selbst sieht sich nur all zu oft als melancholisch und hypochondrisch (vgl. *Huber, Briefe*: 178), d.h. sie ist reizbar und unglücklich, was ihr mit einem am Romanhaften orientierten Naturell unvereinbar scheint. Der unkonventionellen Therese Heyne, dem koketten, schwärmerischen jungen Mädchen, wird die an-

28 In der später verfaßten Biographie Forsters nennt Therese Huber die Zeit in Wilna ein ‚ungerechtes Exil‘ (vgl. *Forster's Leben*, S. 48).

29 Brigitte Leuschner. „Freundschaft als Lebensgestaltung bei Therese Heyne: schwärmen und gut handeln“. *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft* (wie Anm. 16), S. 195–212, hier: S. 203f.

gepaßte Therese Forster, die um Haushalt, Mann und Kinder bemühte Ehefrau, gegenübergestellt. Erst die Schriftstellerin Therese Huber wird später beide Verhaltens- und Sichtweisen in einer für sie charakteristischen Weise verbinden, indem sie nämlich die literarische Produktivität in die Ehe integriert. Als Briefschreiberin hat sie das in gewissem Maße immer praktiziert.

Romantisch sein und schwärmen sind für Therese Huber synonym und werden in einem Widerspruch zum wirklichen Leben und seinen sozialen Rollenerwartungen gesehen. Eine strikte Trennung dieser beiden Sphären läßt sich allerdings nicht aufrecht erhalten. In ihren Briefen gibt sie sich zwar einem realistischen, d.h. lebensgetreuen Anstrich. Daß sie aber gerade in ihrem Leben von Literatur, von einer Beeinflussung durch Romane nicht frei ist bzw. war, gesteht sie zumindest im nachhinein durchaus zu: „ich schwärmte mich bei unsern Briefwechseln in Liebe hinein.“ (*Huber, Briefe*: 246), heißt es 1788 in einem Brief an den Vater, in dem sie die Trennung von Georg Forster zu legitimieren sucht.³⁰ Der Einfluß der Literatur auf das Leben kann also gar nicht unterschätzt werden, ebensowenig die Bedeutung des Schreibens für das Leben: Es erzeugt Liebe, heftige Gefühle, seien sie nun illusionär oder leidenschaftlich. Der romanhaft schwärmerischen Seite der Briefschreiberin steht eine ganz der Realität zugewandte, und d.h. in diesem Fall, den Konventionen entsprechende Haltung entgegen. Die Briefe belegen beide einander widerstrebende Grundhaltungen ihres Lebens. Oft werden sie ineinander geblendet, was zu Irritationen führen kann. Gemeinhin bevorzugen wir bei der Lektüre die inhaltlich legitimatorische Ebene gegenüber derjenigen, die die literarisch künstlerische Prägung betont. In diesem Sinne lesen wir – dem Verständnis Therese Hubers durchaus entsprechend – zuerst einmal konventionell realistisch.

Noch vor der Hochzeit beteuerte Therese Heyne in einem Brief an Soemmerring, „alles für meinen Mann zu thun, was ich für ihn thun kann. Für ihn wachen, arbeiten, und besonders für ihn ein frohes lächelndes Gesicht zu ha-

30 In ihrer Forster-Biographie bestätigt Therese Huber, daß sich die Brautleute kaum kannten: „Das junge Mädchen hatte Forster bei seinen Besuchen in Göttingen, während seines sechsjährigen Aufenthalts in Cassel, einigemal gesehen, die innigste, bis zu seinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz spornten sie an mit dem

ben.“ (*Huber, Briefe*: 178) Außerdem versichert sie – wohl nicht nur dem Adressaten, sondern auch sich selbst: „Meine Wünsche sind eingeschränkt, sein [Forsters] Glück ist meine Bemühung, seine Liebe mein Lohn. Gesellschaft, Putz und Zerstreung betäubten mich nur, wurden nie zur Freude gesucht – und in seiner Gesellschaft verlange ich nichts von dem allen.“ (ebd.) Bei dieser entschlossenen Entscheidung für die konventionelle Frauenrolle, will und muß sie auf das Briefeschreiben nicht verzichten. Hierbei werden dann weiterhin romanhafte Wünsche und Träume genährt, aber auch das reale Verhalten reflektiert und gerechtfertigt. In *Forster's Leben* berichtet Therese Huber über ihre Zeit in Wilna, daß „jeder Tag ihr genügte, und ihre Sehnsucht nach Aeltern, nach einem cultivirten Lande, nach einem milden Himmel, jeden Tag nur poetischen Schwung, keinen Trübsinn hervorbrachte.“ (*Forster's Leben*, S. 45) Für sie ist Briefeschreiben weniger eine Prävention gegen Trübsinn, sondern poetischer Schwung, also Leidenschaft und Begeisterung.

Als es nach der Rückkehr aus Wilna in Göttingen 1787/88 zu einer ersten Ehekrise kommt aufgrund einer Intensivierung ihres freundschaftlichen Verhältnisses zu Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, schreibt sie ihre Lage erklärend an ihren Vater:

„Wie ich meinen Mann heirathete hatte ich keinen Romanenbegriff von dem Glück der Ehe. Ich hatte die sonderbare Idee heiraten zu müssen um Ihnen eine Last abzunehmen, und da ich in der unglücklichen Stimmung war, es gäb' kein Glück, so war mirs beinahe einerlei auf welche Art ich unglücklich war. Die Vorsicht führte mir einen guten, rechtschaffnen Mann zu, und wenn ich meinem Schicksal ohne Schwärmerei gefolgt wär', so wär wohl manches nicht vorgefallen. Ich hatte Achtung und Zärtlichkeit für ihn, allein ich schwärmte mich bei unsern Briefwechseln in Liebe hinein.“ (*Huber, Briefe*: 246)

So wie das Briefeschreiben die Liebe befördert, so muß das bürgerliche Eheleben im entfernten Wilna zu einer emotionalen Ernüchterung geführt haben. (Die Briefe von dort verraten davon nichts.) An der konventionellen Vorstellung, dem Manne eine treusorgende, mitfühlende Gattin, den Kindern eine gute, sich aufopfernde Mutter zu sein, hält Therese Forster-Huber lebenslang

berühmten Mann ein ernstes Schicksal zu theilen, und so gab sie Forster vor andern Ausichten den Vorzug.“ (*Forster's Leben*, S. 36)

fest.³¹ Ihre Lage ist prekär. Während sie für die Eheschließung dem Vater gegenüber befremdlich wirkende Argumente anführt – eine verquere Form von Selbstbezogenheit und gesellschaftlicher Anpassung – findet sie für ihren Scheidungswunsch – ein ungewöhnliches, für die damalige Zeit anstößiges Verhalten – durchaus gute Gründe. Sie legitimiert ihn damit, leidenschaftlich lieben und schreiben zu wollen. Diesen Wunsch nach Selbstbestimmung und Produktivität setzt Therese Huber durch, während sie zugleich traditionelle Rollenerwartungen an die Frauen nicht ablehnt. Sie ist eine Frau zwischen Rebellion und Anpassung, darauf ist immer wieder mit einigem Erstaunen hingewiesen worden.³²

Das von ihr verkörperte, offensichtlich erfolgreiche Emanzipationsmodell spiegelt sich nicht nur im Schreiben, sondern gelingt wesentlich durch die Schriftstellerei. Die Briefe geben nicht nur ihre Entwicklung einfach wieder, sondern sie bestimmen ihr Leben in entscheidender Weise: schreibend beeinflussen und lenken sie, mehr oder weniger direkt, ihr Leben. In diesem Sinne sind die Briefe von Therese Huber nicht nur als Verständigungs- und Rechtfertigungsversuche der Autorin zu lesen, sondern vor allem als Zeugnisse literarisch künstlerischer Selbstverständigung. Die Schwärmerei, von der Therese Huber in ihren Briefen spricht, meint die durch Lektüre, insbesondere durch Romanlektüre beförderte Liebe. Diese schwärmerischen Gefühle werden in der Korrespondenz fürs eigene Leben festgeschrieben. Hierin manifestiert sich der produktive Anteil der Literatur für ihr Leben – trotz der problematischen Folgen. Fast beiläufig formuliert Therese Huber hier Einsichten in die Funktionsweise des damaligen Liebesdiskurses, der wesentlich aufs Briefeschreiben und der darin sich ausdrückenden literarisierten Formen des Umgangs zwischen den Geschlechtern angewiesen ist.³³

31 Deshalb kann sie auch in dem schon zitierten Rechtfertigungsbrief an den Vater im Februar 1788 schreiben: „Ich sehe diese zwei Jahre [in Wilna] für die glücklichsten, lehrreichsten und verdienstlichsten meines Lebens an.“ (*Huber, Briefe*: 246)

32 Vgl. hierzu auch: Magdalene Heuser. „Jakobinerin, Demokratin und Revolutionär. Therese Hubers ‚kleiner winziger Standpunkt als Weib‘ um 1800“. *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1760–1830* (Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt a. M.). Hg. Viktoria Schmidt-Linsenhoff. Marburg: Jonas 1989, S. 143–157.

33 Vgl. Roland Barthes. *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Übersetzt von Hans-Horst Henschen. Frankfurt: Suhrkamp 1984.

3. Die Asymmetrie der Überlieferung

Therese Huber hat alle ihre Liebesbriefe verbrannt: die an Georg Forster, die an Ludwig Ferdinand Huber, auch die Briefe an Ludwig Wilhelm Meyer (vgl. Anm. zu *Huber, Briefe*: 605). Für die sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierte Forschung ergibt sich aus diesen Lücken in der Korrespondenz die Notwendigkeit, die Vorstellung von Therese Heyne-Forster-Huber durch die Mitteilungen an andere Briefpartner – an Soemmerring, die Stiefmutter und den Vater, an Freunde und Bekannte – zu erschließen. Das ist ein durchaus übliches Verfahren. Was wir auf diese Weise erfahren, ist durch Rücksichten und Konventionen geprägt. Die Briefe geben ein in dieser Hinsicht literarisch überformtes Bild der Autorin – geschönt würde ich dieses Bild nicht nennen, denn auch hier zeichnet sich die Briefschreiberin durch große Offenheit und durch Argumentationsstärke aus.³⁴ „Ich heirathete ohne Liebe, aber voll Schwärmerey“, schreibt Therese Forster am 16. November 1793 einer Freundin nach Zürich.

„Ich habe nie aufgehört Forstern zu ehren, zu vertrauen, ihn als meiner Kinder Vater voll Zärtlichkeit zu betrachten, aber meine Sinne und meine Liebe – und Liebe musste doch in mir eine heftige Leidenschaft sein – konnte er nie bestechen. [...] So waren wir sehr unglückliche Eheleute, aber vertraute Freunde.“ (*Huber, Briefe*: 279)

In dem Brief, der ihre Scheidung von Georg Forster dem Vater gegenüber erläutert und rechtfertigt, heißt es:

„Die Natur hatt uns sinnlich nicht für Ehleute Geschaffen, und mein fehlerhafter Kopf wahrscheinlich hatt sich diese Unvereinbarkeit zu Nuz gemacht um mich irre zu führen. Ich habe Forster als Mensch als Freund immer über alles geehrt, aber durch jede andre Forderung die er mit Recht an mich machte, ward ich unüberwindlich zurückgeschreckt. Seine unend-

34 Da Therese Huber stets das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie man so sagt, und aus ihren Vorstellungen und Meinungen keinen Hehl macht, gelingt es ihr zu überraschen und zu überzeugen. Wilhelm von Humboldt, der Therese Forster-Huber sehr schätzt – er bekennt: „die Frau [...] hat einen großen Eindruck auf mich gemacht“ –, blieb der Freundin „lebenslang in Bewunderung verbunden“ (zit. nach: *Huber, Briefe*: 606). Gegenüber Caroline von Dacheröden charakterisiert er den Briefstil von Therese Forster folgendermaßen: „Das Charakteristische in ihren Briefen scheint mir zu sein, die Neuheit und Kühnheit ihrer Ideenverbindungen, die Originalität, wär’s auch nur im Ausdruck, die Fülle zuströmender Gedanken, die Tiefe der Empfindung und des Rasonnements. Immer geht sie von Empfindungen aus und kommt immer auf Rasonnement zurück. Die höchste Güte des Herzens ist unverkennbar.“ (ebd., S. 607)

liche Gute wollte Dinge in unsrer Ehe vereinen die nicht zu vereinen sind, den ein Weib darf, kann nicht eines Mannes Eheweib, und eines andern Mannes Liebe sein.“ (*Huber, Briefe*: S. 267)

Die Briefschreiberin weist hier auf die von Forster vertretenen Vorstellungen einer *ménage à trois* hin (vgl. *Huber, Briefe*: 286f. u. Anm. 642), die bereits im Zusammenleben mit L.W. Meyer damals in Göttingen 1787/88 gescheitert waren. Ihr Argument hat offensichtlich Entlastungsfunktion, zugleich weist Therese Forster darauf hin, daß es keinerlei Grund gibt, an ihrer Moralität zu zweifeln. Sie schließt den Brief an Chr. G. Heyne mit der Versicherung: „Ich darf weiter nichts hinzusezen mein Vater! Ich that unrecht, aber ich erniedrigte mich nie. [...] Meine Moralität ist unbefleckt, ich war ein keusches Weib, und eine treue Mutter. Wollen Sie mir verzeihen so geben Sie mir Glück und Heiterkeit“ (*Huber, Briefe*: 269). Mehrfach betont die Briefschreiberin das Sittsame ihres Verhaltens.³⁵ Ihren „Fehltritt“ – diese Rede ist offensichtlich auf die gesellschaftlichen Konventionen bezogen, nicht auf die Moralität der Beteiligten – entschuldigt Therese Forster mit Liebe;³⁶ es geht in ihrer Legitimationsstrategie also um sinnliche Wünsche und um Gefühle. Erstaunlich ist die Offenheit, mit der Therese Forster ihrem Vater gegenüber ihre Gefühle äußert und ausdrücklich deren Sinnlichkeit betont. Bereits in dem Rechtfertigungsbrief ihr Verhältnis mit Meyer betreffend, hatte Therese Forster über das „sultansmäßige Betragen“ ihres Mannes geklagt und ihre mangelnde sexuelle Erfüllung in der Ehe eingestanden (vgl. *Huber, Briefe*: 247). Aber nicht nur die Offenheit gegenüber dem Vater ist erstaunlich, sondern auch, daß die Briefschreiberin bei Chr. G. Heyne für ihre Argumente Verständnis findet.³⁷

35 Forster „verzeiht mir unendlich großmütig meine Untreu die er immer wuste; er will mein Freund sein. Dieses Glück daß mich mehr rührt als alle Ruhe die mir die Beendigung einer 5 Jahr lang fortgesetzten Verstellung gab. Meine ganze Zukunft muß angewandt sein Forstern und der Welt zu zeigen daß mich eine übelgetrofne Wahl zu einen Fehltritt führte, daß ich aber ein sittsames Weib zu sein, den Charakter habe; und daß ist der Plan meines Lebens.“ (*Huber, Briefe*: 267f.)

36 „Von Huber sag ich Ihnen nichts als daß ich ihn liebe und ehre, und mir seine Liebe und Achtung zu erhalten hoffe.“ (*Huber, Briefe*: 268)

37 Vgl. Albert Leitzmann. „Aus Heynes Briefen an seine Tochter Therese und seine Schwiegersöhne Forster und Huber“. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* N.F. 21 (1908), S. 1–23.

Ausführlicher und dadurch nochmals deutlicher äußert sich Therese Forster in einem Brief an Caroline Böhmer vom 25. Februar 1794, also kurz nach dem überraschenden Tod ihres Mannes in Paris:

„Wie ich heyrathete, war ich unschuldiger als ein Kind. Ich ward erst vier Wochen nach meiner Hochzeit Frau, weil die Natur uns nicht zu Mann und Frau bestimmt hatte. Ich weinte in seinen Armen und fluchte der Natur, die diese Qual zur Wollust geschaffen hatte – endlich gewöhnte ich mich daran – in Polen machte ich ihn glücklich, aber Liebe genügte ihm nicht, obschon er dort glauben musste, ich liebte ihn, den meine Briefe an Meyer, die er sah, störten ihn nicht, so schwärmerisch sie waren. Nun kamen wir zurück, und er wurde elend, den nun sah er, ich hatte ihn nie geliebt. Damals bot ich ihn an, bat, flehte mich von Meyer zu trennen. Er wollte nicht, er wollte, ich sollte ihn lieben und Meyers Freundin sein – Meyer hätte mich unbedingt besitzen können, aber diesen Räthselhaften Menschen mochte nichts daran liegen, er wollte mich verderben, er gab mir elende Bücher zu lesen, er suchte mein Gefühl zu zernichten – und verließ uns. Forster hatte damals meine Seele empört – er wuste, ich liebe einen Andern – er war der Vertraute meiner Unklugheit – er hätte mich einen stillen Lebensweg führen können und bestürmte mich mit Sinnlichkeit. Nun fiel ich in Verzweiflung.“ (*Huber, Briefe*: S. 286)

Nach diesen Erläuterungen erzählt Therese dann die Liebesgeschichte mit Huber: Zum ersten Mal liebte sie „aus Herz und Sinnen und Verstand“ (ebd.). Mit der größeren Offenheit steigt der Legitimationsdruck. Ganz ohne Anschuldigungen geht das im weiteren nicht: „Hätte er mich von Ferdinand trennen wollen, ich hätte mich nie wiedersezt – ich habe es ihm dreymal angeboten, aber sein Herz war zu weich.“ (*Huber, Briefe*: 287) Bei Caroline Böhmer durfte die Briefschreiberin auf Verständnis rechnen, denn diese kannte Georg Forster aus der Zeit in Mainz gut. Gerüchten zufolge sollen Forster und Böhmer sogar ein Verhältnis gehabt haben, was die Intimität des Briefes einerseits erklärt, andererseits aber die Ehe von Therese und Georg Forster neuerlich als ungewöhnlich erscheinen läßt. (Dieser Punkt ist mir wichtiger als „Thereses Herzensleben“ und sog. Fehlritte aller möglichen Beteiligten.)

Durchsetzungswille und nachdrückliche Argumentation sind den Briefen klar ablesbar und überspielen die kleinen Ungereimtheiten im einzelnen. In einem Brief vom August 1793 wiederholt Therese Forster dem Vater gegenüber, „daß ich nichts leidenschaftlich gethan habe, und daß meine Vernunft und die Umstände mich mit jeden Tage mehr rechtfertigen“ (*Huber, Briefe*: 274). In diesem Brief weist sie auch auf das große Verständnis hin, das der Ehegatte ihr

und Huber entgegenbringt.³⁸ (Dieses große Verständnis ist belegt durch Forsters Briefe aus Paris, die er zum Teil an die Ehegattin und an Huber gemeinsam richtet.) Die Briefe an den Vater sowie an die Freundinnen Caroline Böhmer und Regula Hottinger belegen, daß die fehlende Liebe zwischen dem Paar Therese und Georg Forster anfangs durch Schwärmerei ersetzt wird – hierbei kommt den Briefen eine Katalysatorfunktion zu; dann wird die Ehe mit einigem argumentativen Aufwand in eine Freundschaft, ein Verhältnis von Achtung und Vertrauen, umgedeutet. Dies ist den Rechtfertigungsbriefen abzulesen:

„Ich habe kein Geheimniß mehr für ihm. Seit meiner Ehe genieß ich zum erstenmahl das Glück mit vollen reinen Zutraun ihm zu geben was ich ihm immer gern Gab, und er nie zufrieden annahm – meine achtungsvolle Freundschaft. Er verzeiht mir unendlich großmüthig meine Untreu die er immer wuste; er will mein Freund sein“ (*Huber, Briefe: 267*),

heißt es in dem Brief an den Vater. Und im Juni 1793 schreibt Therese Forster an ihren Ehemann in Paris: „Je t’estime, je t’honore, tu sera a jamais mon ami mon confident, j’aurais pour toi tous les sentiments de l’amitié et de la reconnaissance de l’admiration, mais je ne plus etre ta femme.“ (*Huber, Briefe: 270f.*) Die Freundschaft als Alternative zu Liebe und Ehe zeichnet sich hier in ihrer Bedeutung ab; auch heute wird dieses Konzept neuerlich bedacht.³⁹ Georg Forsters tolerante Haltung, die in seinen Briefen und in anderen Schriften dokumentiert ist, ist eng mit dem Freundschaftsgedanken verbunden.⁴⁰ Einmal verweist Therese Huber auf „die Ansichten von Jacobi’s Woldemar über Liebe und Freundschaft“ (*Forster’s Leben, S. 78*) als in diesem Zusammenhang wichtig und aufschlußreich.⁴¹

38 „Forster ist einfach und edel genug um in jeden seiner Briefe ihm [Huber] das Vertraun zu bezeugen mit der er ihm das Liebste was er hat anvertraut.“ (*Huber, Briefe: 275*), heißt es in dem Brief an Heyne.

39 Die Aktualität des Themas Freundschaft bestätigt ein Artikel von Elisabeth von Thadden in der *Zeit* vom 8. Juni 2000 mit dem Titel „O Freunde, gibt es keine Freunde? Wenn Ehen brechen und Werte untergehen, steht ein seltenes Gut hoch im Kurs: Die Freundschaft“; hier wird auch auf weitere, aktuelle Literatur zum Thema hingewiesen: auf J. Derrida, K.-D. Eichler, H. Lemke und Marilyn Friedmann.

40 Auf diesen Aspekt kann ich hier nicht näher eingehen. Es gibt demnach nicht nur eine Asymmetrie der überlieferten Korrespondenz, sondern auch eine in meinen Ausführungen, die das Gewicht stärker auf Therese Huber legen.

41 Vgl. hierzu: Dietrich Mathy. „Romantikerfreundschaften“. *Kunst und Leben: Nachgetragene Daten einer unabgeschlossenen Vorgeschichte. Aufsätze zur Kultur- und Zivilisati-*

Therese Huber hat ihre privaten Briefe an Georg Forster, ebenso wie die an L.F. Huber, vernichtet. Offensichtlich wollte sie ein anderes als das private Bild ihres Lebens und das ihrer Ehemänner tradieren. Damit erhebt sie, zumindest implizit, auch Einspruch gegen eine aufs Biographische konzentrierte Deutung ihrer Werke. Offensichtlich setzt sie auf deren literarischen Wert, ohne Ansehung der Person des Autors. Auf diese Weise arbeitet sie einer modernen, intertextuell orientierten Lesart der Literatur vor.⁴² Die Asymmetrie der Überlieferung ihrer Korrespondenz läßt sich, so meine abschließende These, zu einer literaturtheoretischen Maxime umbiegen: als Plädoyer für eine Hinwendung zur Literatur nämlich.

„Mein Briefwechsel mit Forster war die Fortsetzung unsrer häuslichen Existenz; Zutraun, und Schmerz. [...] – von dem was wir litten kann keine Feder und keine Zunge sprechen, den es sind die heiligsten Geheimnisse unsrer Herzen.“ (*Huber, Briefe*: 280) Das schreibt Therese Forster kurz vor der geplanten Scheidung an Regula Hottinger in Zürich. Von dieser Überzeugung ausgehend, ist es nur konsequent, wenn Therese Huber später ihre intimen Briefe verbrennt. Um falsche Scham kann es sich dabei nicht handeln, da sie ihr Ehedrama in Briefen an die Freunde und die Familie offen darlegt. Liebe und Schmerz, die heiligsten Geheimnisse unseres Herzens, sind nicht mitteilbar. Daß die Öffentlichkeit von Intimitäten ausgeschlossen bleiben soll, bestätigt Therese Huber auch in ihrer Forster-Biographie:

„Warum in späteren Jahren eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden.“ (*Forster's Leben*, S. 36f.)

Dank der überlieferten Briefe kennen wir viele Tatsachen und können so unsere psychologischen Hypothesen aufstellen. Wiederholt betont Therese Huber, daß sie „ihr Gefühl und ihren Schmerz [...] nur in Briefen an ihre innigsten

onskritik. Würzburg: Königshausen und Neumann 2001, S. 24–45. Vgl. auch: Karl Hiel-scher. „Autonomie und das Böse in den Romanen von F.H. Jacobi“. *Die Dichter lügen, nicht. Über Erkenntnis, Literatur und Leser*. Hg. Carola Hilmes u. Dietrich Mathy, Würzburg: Königshausen & Neumann 1995, S. 222–233.

Lieben“ noch ausdrückt (ebd., S. 117). Ihre rein private Korrespondenz aber enthält sie der Öffentlichkeit vor. Deshalb erscheint es als ganz folgerichtig, daß literaturhistorische und biographisch-psychologische Aspekte in neueren Lesarten zurücktreten zugunsten der Reflexionen auf das Selbstverständnis der Briefschreiberin als Schriftstellerin.

42 Vgl. Roland Barthes, *La mort de l'auteur* (1968); Michel Foucault, *Qu'est-ce qu'un auteur?* (1969).